

Zwischen den Welten

Auma Obama, 55, wurde in Kenia geboren. Sie ist die Halbschwester des US-Präsidenten Barack Obama, die Tochter seines Vaters und dessen erster Frau. Auma Obama studierte und promovierte in Deutschland. Sie engagiert sich für Jugendliche in ihrem Land.



„Gut gemacht, kleiner großer Bruder!“

Starke Stimme: Barack Obamas Schwester Auma Obama versucht, das Leben der Armen in Kenia zu verbessern, sodass sie nicht fliehen müssen

Frau Obama, Sie leben in zwei Welten: in Ihrer Heimat Kenia, aber oft auch in Deutschland, wo Sie studierten und wohin Sie als Vortragsrednerin häufig zurückkehren. Wie bringen Sie beide Welten zusammen?

Ich habe in Deutschland Menschen, Freunde, die mir Familie sind, die ich auch Vati und Mutti nenne. Ich habe schon mit 19 Jahren ein Zuhause in Deutschland gefunden. Aber gleichzeitig bin ich Kenianerin, wo meine Stiftung „Sauti Kuu“ („Starke Stimmen“) sitzt, für die ich im Einsatz bin. Und wie meine zwei Gehirnhälften sind meine Welten zwar geteilt, gehören aber zusammen. **Welches Gefühl steht bei Ihnen für Kenia, welches für Deutschland?**

In meinem Koffer trage ich immer alles von mir: meine Seele,

meine Emotion, meine Leidenschaft, meinen Geist und meine Vision. Aber wenn ich in Kenia bin, kann ich herunterkommen, ich finde dort zur Ruhe. Es ist dort kein glamouröses Leben. Ich ziehe meine hohen Schuhe aus und laufe barfuß, muss mich nicht chic kleiden und arbeite mit den Kindern, die die Unterstützung unserer Stiftung brauchen, am Viktoriasee. Wenn ich wieder in Deutschland bin, kann ich mich nicht zurückziehen, das ist Arbeit. Ich stelle zur Schau, ich muss viel reden, um meine Ziele zu erreichen und Menschen zu treffen, die mir dabei helfen.

Woher nehmen Sie die Kraft?

Ich tue es, weil ich nicht anders kann. Als junges Mädchen wuchs ich unter schwierigen Bedingun-

gen auf und suchte einen Platz in der Welt. Ich fand Menschen, die mir halfen, mich zu verwirklichen, meinen Träumen nachzugehen. Genau das brauchen junge Menschen: einen, der an dich glaubt. Nur ein Einzelner muss dir eine Tür öffnen. Und dir den Glauben geben und den Mut, dass du da durchgehen kannst.

Welche Menschen waren das in Ihrem Leben?

Meine Oma in Kenia, die jetzt 94 Jahre alt ist. Mein Vater, meine Lehrerin. Die haben mich geprägt.

Genau solche Menschen, die Türen öffnen, wünscht man den Flüchtlingen, die gerade zu uns kommen. Wie bewerten Sie die Hilfsbereitschaft der Deutschen?

Die Deutschen tun schon viel Gutes. Vieles überrascht mich. Als ich hierherkam mit 19, wollte kaum jemand in Deutschland aufpassen. Heute fallen die Deutschen auf mit ihrer Offenheit und ihrem Mitgefühl dem Leid der Flüchtlinge gegenüber. Und mit ihrer Hilfsbereitschaft. Da liegt eine große, gute Energie in der Luft. Das sollten die Politiker hier nutzen und sagen: Wenn die Menschen so bereit und offen sind, sollten wir mit den Bürgern des Landes Lösungen finden, die für alle gerecht sind.

Sie selbst helfen jungen Menschen mit Ihrem Engagement, Ihren Büchern, Reden und Ihrer Stiftungsarbeit. Oft wurden Sie ausgezeichnet, zuletzt mit dem Deutschen Rednerpreis. Was ist das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

Ich helfe, in Kenia wie auch in Deutschland „safe spaces“ für junge Menschen zu schaffen, in denen sie gefördert werden können, aber auch herausgefordert werden, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Das, was die Jugendlichen ausmacht, ihr Potenzial, wird individuell gefördert. Jeder bringt sein Engagement und seine Vielfalt mit ein. Sie müssen aktiv mitwirken, damit sich ihre Lebenssituation nachhaltig bessert.

Und doch wird es in der aktuellen Flüchtlingslage immer wichtiger, den Menschen in ihren Heimat-

ländern zu helfen, auf dass sie dort bleiben können. Was unternimmt da Ihre Stiftung?

Solange es sich nicht um Krieg, politische Konflikte oder Naturkatastrophen handelt, ist es möglich, den Menschen die Heimat schmackhaft zu machen. Bei Sauti Kuu schärfen wir den jungen Menschen und ihren Familien vor Ort ein, welche Ressourcen ihr Land bietet, die sie nutzen können, um ihr Leben zu verbessern. Das alte Bild aus der Entwicklungshilfe ist ja, dass man als arm gilt, wenn man in einer Hütte lebt, in der es kein fließendes Wasser gibt.



Familienbande

Barack Obama mit seiner Halbschwester Auma. Die beiden wuchsen nicht gemeinsam auf und begegneten sich erst 1984 zum ersten Mal

Wir versuchen, mit genau diesen Menschen das Wort „Armut“ neu zu definieren. Wir zeigen ihnen, dass, wenn um die Hütte etwa fünf Hektar Land liegen, dieses wertvoll ist und nutzbar werden kann, um das Einkommen zu verbessern. Wir fangen an mit einem kleinen Schrebergarten, nur für das Nötigste, nur fürs Überleben bzw. um sich zu ernähren. Dann sagen wir den Menschen: „Versucht, auch den Rest des Landes zu bestellen, und das, was ihr erntet, auf dem Markt zu verkaufen.“

Bücher waren immer wichtig für Sie, schon als Mädchen in Kenia lasen Sie auf Deutsch. Welche Autoren begeisterten Sie am meisten?

Heinrich Böll, Wolfgang Borchert, Uwe Timm, Thomas Mann und Günter Grass ...

... Sie mögen aber auch Asterix-Hefte?

Mit denen habe ich mir Deutsch beigebracht. Die mag ich heute immer noch. Ich habe sie alle gelesen.

Über den Tag im Jahr 1984, als Ihr Bruder Barack Obama Ihnen zum ersten Mal begegnete, schrieb der später: „Mir war, als hätte jemand meine Welt auf den Kopf gestellt, als wäre ich aufgewacht ...“

Wie ist das heute bei Ihnen, wenn Sie ihn im Fernsehen sehen oder von ihm lesen?

Dann sage ich ihm oft innerlich: „Gut gemacht, großer kleiner Bruder! Mach weiter so!“ Ich bin unheimlich stolz auf ihn. Und was ich am meisten liebe an ihm, ist seine positive Energie. Egal, wie oft und wie heftig man versucht, ihm diese Energie zu nehmen. Er hält allen Schlägen stand. Er steht immer wieder gerade. Und er behält immer seinen federnden Gang. Ich frage mich oft, woher er die Kraft dazu nimmt. Er ist ein Vorbild für mich. Er hat unserem Namen einen unvorstellbaren Wert gegeben. Mir werden Türen geöffnet, einfach weil ich seine Schwester bin, weil so viele Menschen ihn schätzen und lieben. Und deshalb bin ich mir sehr bewusst, welche große Verantwortung mit diesem Namen verbunden ist.

Bei der Trauerfeier für die schwarzen Gewaltopfer in Charleston erlebte die Welt einen neuen, noch einmal emotionaleren Obama, als der plötzlich „Amazing Grace“ anstimmte. Kannten Sie diese Seite Ihres Bruders schon?

Ja. Ich weiß, dass er spontan sein kann, aber dass er da plötzlich anfängt zu singen, hat mich überrascht. Er ist aber mit der Tradition der Gospels und des Blues-Singens der Schwarzamerikaner vertraut. Da war es wahrscheinlich für ihn am einfachsten, das, was er nicht in Worten fassen konnte, über den Gesang zum Ausdruck zu bringen. Es war genau das Richtige. ■

INTERVIEW: TIM PRÖSE